

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (7 Zblr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

M a g a z i n

für die

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthät. Post-Agenten.

Literatur des Auslandes.

N^o 99.

Berlin, Montag den 19. August

1833.

E n g l a n d.

Horace Walpole.

Walpole gehörte der Zeit an, in welcher es vollendete Edelleute gab, die aber durch die vorschreitende allgemeiner werdende Civilisation, durch die dem Volke, nicht dem Stande, gewordene Anerkennung verdrängt ist. Jetzt giebt es keinen Walpole mehr; er repräsentirt die höchste Stufe aristokratischer Bildung. Er wagte sich mit Erfolg an jede Art schriftstellerischer Arbeiten, hatte aber zugleich einen großen Abscheu, für einen Autor zu gelten; im Unterhause war er mehr der Grafensohn als der Redner, in der Freundschaft mehr der Freund des Ranges und gesellschaftlicher Vorzüge als des ächten Talents. So lange das Volk noch nicht in den Vordergrund getreten war, ließ er sich viel über Freiheit, Unabhängigkeit und Volksrechte vernehmen, aber er verstummte, da dasselbe wirklich eine abgesonderte Macht zu werden anfing. Er prahlte, nie von den Ministern etwas verlangt zu haben, verzehrte aber gemächlich drei Sinecuren als eine Sache, die sich von selbst verstände; böflich gegen Jedermann, weil es ihm und Anderen Vergnügen machte, war er gegen Wenige großmüthig, weil die Vergrößerung fremder Wohlfahrt den Vorrath seiner eigenen Genüsse verringern würde. Er that alles Unbedeutende mit einer Miene von Größe und Adel, hüthete sich aber, wirklich Großes zu thun. In seinen romantischsten Personen erkennt man die Vorstellungen des Weltmannes wieder; beim Lesen seiner Schriften wird man stets daran erinnert, daß der Autor den Schriftsteller spielt, aber ein Edelmann ist. Könnte man die Eigenthümlichkeiten seines Stiles in ein Wort zusammenfassen, so wäre dieses Wort „Anmuth“, und wirklich legte er auf diese Eigenschaft den größten Werth. Daber glänzt er auch vorzüglich in solchen Productionen, wo Anmuth und Geschmack zu den besten Erfordernissen gehören. Als Verfasser von Briefen nimmt Walpole den ersten Rang ein, nur daß er auch da zuweilen zu abgeschliffen und böflich wird und oft, ohne es zu wissen, schmeichelt, weil Schmeichelei zu dem wohlgezogenen Stil seiner Unterhaltung und seiner Ausarbeitungen gehört.

Jene Anmuth giebt seinen Leistungen einen besonderen Reiz. Mit wenigen starken Ausdrücken verbindet er eine gewisse Sorglosigkeit in der Darstellung des Ganzen, so daß der Leser nie versucht wird, über das Studium des Stiles das Interesse an dem Inhalt zu verlieren. Das Sichtbarwerden der Mühe erschien ihm gemein, denn Walpole war vor allen Dingen ein Gentleman. In der That, wenn alle Welt richtig schreibt, sogar die Labenschilder, so wird ein gewöhnlicher Autor versucht, sich durch eine ungewöhnliche Schreibart hervorzuthun. Diese Bemerkung hat Walpole bereits gemacht. Er würde in der That Außerordentliches geleistet haben, hätte nicht der Edelmann überall dem Schriftsteller im Wege gestanden; hiervon liefert sein Trauerspiel „die geheimnißvolle Mutter“ den deutlichsten Beweis. Mit freiem Geiste würde er einen hohen Rang unter den Englischen Tragöden eingenommen haben. Denn wiewohl er in sehr verschiedenen Weisen und über mancherlei Gegenstände schrieb, so hat er doch nie etwas Albernese hervorgebracht.

Die so eben erschienene letzte Folge seiner Briefe ist vielleicht die interessanteste; sie füllt eine Lücke in seiner Korrespondenz aus, die am empfindlichsten war. Dort findet man die ersten Anfänge seiner Laufbahn, die letzten Kämpfe seines Vaters um die Macht und die lebendigen Schilderungen seiner erfolgreicherer Mitbewerber.

Walpole besaß alle gute und schlimme Eigenschaften des Charakters, den er hatte, und den er affectirte. In der Politik machte er den Liberalen, wie er auf einem Maskenball einen Hirten vorgestellt hätte; in beiden war es ihm bloß darum zu thun, die Rolle mit Grazie durchzuspielen. Unter Freiheit des Volkes verstand er die Vorrechte des Adels; wenn er von der menschlichen Natur sprach, so meinte er die seinige. Eben so war seine Religion die eines Gentleman; er verabscheute die Französischen Philosophen, weil sie vulgär, dogmatisch, beleidigend waren, ohne Ehrfurcht vor Stand und Rang; aber er hatte denselben Abscheu gegen die ungezogene Unduldsamkeit der Geistlichen. Den Atheismus konnte er nicht leiden, weil er nicht „comfortable“ sey, und in die Kirche ging er bloß seines Gesundes halber. Gegen Schriftsteller war Walpole nicht großmüthig; er betrachtete sie bloß als Werkzeuge der Unterhaltung, als Fabrikanten des Vergnügens, die das Erzeugniß ihrer Talente so theuer als möglich verkaufen; überhaupt war er zu sehr ein Freund des Luxus, um großmüthig seyn zu können.

Mit Walpole's Schriften ist das Deutsche Publikum schon früher durch eine von Schlegel^{*)} veranstaltete Auswahl bekannt geworden. Die gegenwärtige bisher ungedruckte Korrespondenz ist von dem kürzlich verstorbenen Lord Dover, dem Verfasser von Friedrich's des Großen Lebensgeschichte, herausgegeben.^{**)} Diese an seinen Freund, Sir Horace Mann, Englischen Minister-Residenten am Hofe zu Florenz, gerichteten Briefe eröffnen eine neue Fundgrube geistreicher Bemerkungen, interessanter Züge von den berühmtesten Männern damaliger Zeit und höchst anziehender Anekdoten. Dennoch wird das, was wir daraus unseren Lesern mitzutheilen gedenken, verhältnißmäßig nur wenig seyn, indem das Meiste in diesen Briefen auf damalige Tages-Begebenheiten und Personen Bezug hat, die entweder bereits vergessen sind, oder alle historische Wichtigkeit verloren haben, oder auch eine vertrautere Bekanntschaft mit dem damaligen Englischen Hofe und seinen politischen Verhältnissen voraussetzen, als man dem Ausländer zumuthen kann. Wir beschränken uns daher nur auf das, was durch Wig, seine Beobachtung oder lebendige Darstellung einen Jeden anspricht und ohne Kommentar verstanden werden kann.

„Neulich, in der Oper, erzählte mir Herr Worsley mit seinem mürrischen Gesicht, auf welchem indeß ein boshaftes Lächeln spielte, als Tagesneuigkeit, (die gute Seele!) er hätte gehört, Hr. Mann sey zu Florenz gestorben. Wie freundlich! uns zu unserer Unterhaltung und als Stadtgeträtsch mitzutheilen, daß unser bester und theuerster Freund todt sey. Ich bin überzeugt, er würde sprachlos werden, wenn er einem etwas Angenehmes erzählen müßte. Wenn es irgend eine Seelenwanderung giebt, so fährt die seinige gewiß in einen Heier, der sich an den Leichnamen nach einer Schlacht sattigen und dann an die Fenster ihrer Verwandten fliegen und ihnen die Todes-Botschaft vorträgen wird.“

„Ich glaube, es giebt keine leichtere Sprache in der Welt, als die ministerielle; — man lernt sie in einer Woche.“

„Ich fand nie, daß die Leute sich weniger liebten, weil sie von einander getrennt lebten.“

Vor der Schlacht bei Dettingen schrieb er seinem Freunde:

„Wir, hier zu Hause, sind gewiß zu entschuldigen, wenn wir bei der Ankunft jeder Post zittern, — ich wenigstens werde es sicher. Wenn ich eine Frau wäre, so wollte ich meine Furcht mit mehr Würde tragen; denn wenn man einen Mann oder Liebhaber verliert, so giebt es allerlei Trostmittel, als: Trauerkleider, Cyperessen, Leidgedinge, weinende Cupido's ic. Ich aber habe nur einen oder zwei Freunde zu verlieren, und in diesem Falle legt man keinen Trauerputz an, der den Kummer beschwichtigen könnte. Unser einer hat nicht das Vergnügen, einen Tag bestimmen zu können, wo man die Trost-Besuche von tausend Leuten annimmt, die man nicht liebt, weil man die einzige Person verloren hat, die man liebt. Dies ist eine ganz seltsame Lage, die mir gar nicht gefallen will.“

Bei einer Gelegenheit, wo er von Theodor, König der Korsen, spricht, sagt er:

„Ein Abenteuerer muß nur hierherkommen. Dies ist der wahre Boden für Gesindel und Patrioten; es ist das erste Land in der Welt, um sein Glück darin zu machen. Einer mag noch so wenig Eigenschaften besitzen, so wird doch seine Unfähigkeit oder Schlechtigkeit nicht eher entdeckt, als bis er den gewünschten Posten erhalten hat. Kommen sie denn endlich dahinter, — nun, so schlüpfet er in den grünen Beutel (bei den Ministern in England das, was in Frankreich das Portefeuille), und da ruht es sich so sanft!“

„Ich kann nicht sagen, daß ich Jemandem sehr beneide, der aus Liebe heirathet. Heirathen ist schon schlimm genug, aber eine Heirath aus Liebe noch weit schlimmer; denn sie ist im Anfang so wonnevoll, daß die schwindende Neigung sie später desto trauriger macht.“

„Die alte Marlborough soll im Sterben liegen; doch, wer weiß, ob es wahr ist. Voriges Jahr lag sie lange krank und war bereits sprachlos. Ihr Arzt sagte: „„Sie muß Spanische Fliegen haben, oder sie stirbt.““ — „„Ich will keine Spanische Fliegen und will auch nicht sterben!““ rief sie plötzlich.“

„Lady Sondon ist todt. Sie galt viel bei der Königin, obgleich diese sich das Ansehen gab, sie zu verachten; allein sie mußte wohl durch Mittheilung irgend eines Geheimnisses in ihre Gewalt gerathen

^{*)} Historische, literarische und unterhaltende Schriften von Horatio Walpole, herausgegeben von H. W. v. Schlegel. 1800.

^{**)} Horace Walpole's Letters to Sir Horace Mann. 3 vol. London, 1833.

seyn. Ich sagte zu Lady Pomfret: „Sie ist gewiß sehr reich gestorben.“ Sie antwortete mit einiger Wärme: „Sie hat nie Geld genommen.“ — Als ich nach Hause kam, erwähnte ich dies gegen Sir Robert M. „Nein“, sagte er, „aber sie nahm Juwelen.“ Für die Stelle eines Ober-Stallmeisters der Königin, die sie dem Lord Pomfret verschaffte, erhielt sie von demselben ein Paar diamantene Ohrringe, die 1400 Pfd. Sterl. werth waren. Eines Tages trug sie dieselben bei einem Besuch, den sie der alten Marlborough machte. Kaum war sie fort, so sagte die Herzogin zu Lady Marie Wortley: „Wie kann das Weib so schamlos seyn, diese Ohrringe, mit denen sie sich bestechen ließ, öffentlich zu tragen!“ — „Madame“, sagte Lady Marie, „wie soll man wissen, wo Wein zu verkaufen ist, wenn kein Schild aushängt?“

Werkwürdig ist Walpole's Aeußerung über Garrick.

„Alles reunt jetzt nach Goodmansfield, um Garrick, einen Weinbändler, der Schauspieler geworden ist, zu sehen. Er spielt alle Rollen und ist wirklich ein guter Mimiker. Ich habe ihn spielen sehen, und Ihnen, der Sie es nicht weiter erzählen werden, kann ich es sagen, ich sehe nichts Besonderes daran.“

Von der Hinrichtung des Lords Kilmarnock und Balmerino, nach der Rebellion von 1745, giebt er folgende lebendige Schilderung.

„Ich kam aus der Stadt den Tag nach der Hinrichtung der rebellischen Lords. Ich war nicht dabei, sah aber zwei Personen bei mir, welche gerade davon herkamen und aus einem Hause nahe am Schaffot Alles mit angesehen hatten; auch sprach ich eine dritte, die auf dem Schaffot selbst war; Sie können sich also auf meinen Bericht verlassen. — Kurz zuvor, ehe sie den Tower verließen, trank Lord Balmerino einen Becher voll auf die Gesundheit des Königs Jakob. Als es zehn schlug, kamen sie zu Fuß heraus. Lord Kilmarnock ging in Schwarz; sein ungepudertes Haar war in einen Haarbeutel gebunden. Er war begleitet von Forsier, dem großen Presbyterianer, und Herrn Home, einem jungen Geistlichen, seinem Freunde. Hierauf kam Lord Balmerino, allein, in einem blauen Rock mit Roth besetzt, welches seine Uniform beim Rebellenführer war, eine flanelle Weste und das Todtenhemde darunter. Ihre Todtenbahren wurden hinterhergetragen. Man führte sie in ein Haus, nahe am Schaffot. Das vordere Zimmer hatte Bänke für die Zuschauer; in das zweite brachte man Lord Kilmarnock, und Lord Balmerino wurde in das hintere dritte geführt. Alle drei Zimmer waren schwarz behangen. Hier trennten sie sich. Balmerino umarmte den Lord Kilmarnock und sagte: „Mylord, ich wünschte, ich könnte für uns Beide den Tod leiden.“ Er hatte ihn kaum verlassen, als er ihn nochmals zu sehen verlangte und ihn fragte: „Mylord Kilmarnock, wissen Sie etwas von einem Entschluß, der in unserer Armee den Tag vor der Schlacht bei Culloden gefaßt worden seyn soll, alle Gefangene zu tödten?“ — „Mylord“, antwortete Jener, „ich war nicht zugegen; allein, seitdem ich hieher kam, habe ich allen Grund, zu glauben, daß ein solcher Befehl erlassen wurde, und ich höre, der Herzog (von Cumberland) habe das Taschenbuch mit der Ordre in Händen gehabt.“ — „Es war eine Lüge“, antwortete Balmerino, „die sie erfunden haben, um ihre Grausamkeit gegen uns zu beschönigen.“ Sie müssen wissen, daß diese Beschuldigung des Herzogs gegen Lord Kilmarnock (gewiß auf falschem Bericht) das Schicksal des unglücklichen Mannes entschied. Alles, was man jetzt behauptet, ist, daß es dem Lord Kilmarnock zugekommen wäre, das Zeichen zum Gemetzel zu geben, vermöge seines Ranges als General-Lieutenant, durch den man ihn in die Rebellion hineinzog, nachdem er lange genug von seiner Frau, seiner Mutter, seiner eigenen Armuth und durch Cope's Niederlage dazu angetrieben worden war. In dem Hause blieb er anderthalb Stunden und vergoß viele Thränen. Endlich kam er an das Blutgerüst, gewiß sehr entsezt, doch mit einer Entschlossenheit, die in seinem Benehmen durchaus nichts Unmännliches oder eines Edelmannes Unwürdiges zuließ. Er achtete nicht auf den Volkshaufen, sondern äußerte bloß den Wunsch, daß der Vorhang vor den Schranken in die Höhe gezogen würde, damit die Menge das Schauspiel sehen könne. Er stand und betete einige Zeit mit Forsier, der über ihn weinte, ihn ermahnte und aufmunterte. Er übergab dem Sherif eine lange Rede und nahm mit männlicher edler Weise seine vor Gericht gethane Erklärung zurück, nämlich, daß er wünschte, Alle, die sich in dieselbe Sache eingelassen, möge ein gleiches Schicksal treffen. Dann mit großer Gelassenheit band er seinen Haarbeutel los, zog Rock und Weste aus, setzte eine weiße Mütze auf und versuchte mehrere Male, das Haupt auf den Block zu legen. Der Scharfrichter, weiß gekleidet, mit einer weißen Schürze, hielt, aus mitleidiger Schonung, das Weil verborgen. Endlich kniete der Graf nieder; sein Widerwille, vom Leben zu scheiden, war sichtbar. Nach fünf Minuten ließ er das Schnupstuch fallen; dies war das Zeichen. Sein Haupt wurde mit Einem Streich vom Numpfe getrennt und blieb bloß an ein wenig Haut hängen. Vier von des Scharfrichters Gehülften fingen es knieend in ein scharlachrothes Tuch auf, hüllten es ein und legten es mit dem Leib in den Sarg; denn es war Befehl gegeben, die Köpfe nicht zur Schau emporzubalten, wie dies sonst bei solchen Gelegenheiten geschieht. Das Schaffot wurde sogleich wieder mit Sägespänen bestreut, der Block aufs neue bedeckt, der Henker kleidete sich um, und man brachte ein anderes Weil. Jetzt kam der alte Balmerino, der mit dem Wesen eines Generals einhertritt. Sobald er das Schaffot bestiegen hatte, las er die Inschrift auf seinem Sarge, was er nachher noch einmal that; dann blickte er auf die Zuschauer umher, die in unzähliger Menge da waren und selbst die Spitzen der Mastbäume auf dem Fluße besetzt hatten. Er zog seine Brille heraus und las eine anführerische Rede ab, die er dann dem Sherif über-

gab; dabei sagte er: der junge Prätendent sey ein Prinz von so binreichender Liebeshwürdigkeit, daß kein Mensch mit Fleisch und Blut der Versuchung widerstehen könne, ihm zu folgen, und indem er den Kopf versuchsweise auf den Block legte, sagte er: „Hätte ich tausend Leben, ich wollte sie alle für die nämliche Sache hier niederlegen.“ Er sagte noch, daß, wenn er nicht Tages zuvor das Abendmahl genommen hätte, so würde er Williamson, den Kommandanten des Towers, zu Boden geschlagen haben, für die schlechte Behandlung, die er von ihm erfahren. Er nahm das Weil, besüßte es und fragte den Scharfrichter, wie viel Streiche er dem Lord Kilmarnock versezt habe; zugleich schenkte er ihm drei Guineen. Als zwei Geistliche, die ihn begleitet hatten, hinaufsteigen wollten, sagte er: „Nicht doch, meine Herren; ich glaube, Sie haben mir schon alle Dienste geleistet, die Sie vermögen.“ Dann ging er bis an's Ende des Schaffots und rief laut dem Aufwarter, um ihm seine Verücke zu übergeben, an deren Stelle er eine Nachtmütze aufsetzte; hierauf zog er Rock und Weste aus und legte sich nieder; doch, als man ihm sagte, er läge auf der unrechten Seite, wälzte er sich herum und gab gleich darauf das Zeichen, indem er den Arm in die Höhe hob, als wenn er das Signal zum Angriff gäbe. Er erhielt drei Streiche; doch benahm ihm der erste gewiß alle Empfindung. Er war im Ganzen keine Viertelstunde auf dem Schaffot. Lord Kilmarnock hatte eine halbe Stunde darauf zugebracht. Balmerino starb sicherlich mit der Unersehbarkeit eines Helden, aber auch mit der Unempfindlichkeit eines solchen. Als er von seinem Gefängniß zum Richtplatz ging und alle Fenster und Häufige mit Zuschauern angefüllt sah, rief er: „Sehet, sehet, wie sie da aufgeschichtet sind, gleich Haufen fauler Pomeranzen!“ — Lady Townshend, die sich während des Verbörs in Lord Kilmarnock verliebt hat, will nirgends zu Mittag speisen, aus Furcht, man möchte eine Rebellen-Pastete auftragen; „denn sie sind Alle so blutdürstig“, sagt sie, „daß sie Rebellenfleisch fressen.“ (Schluß folgt.)

Bibliographie.

- Conrad Blessington. — Eine Erzählung. Von einer Dame. Pr. 7 Sh.
 The history of Europe etc. (Geschichte von Europa während des Mittelalters.) In zwei Bänden. Erster Band. [In Gardner's Cabinets-Encyclopädie Vol. XLV] Pr. 6 Sh.
 Travels etc. (Reisen in den Vereinigten Staaten von Europa und Kanada.) Von J. Finch. Pr. 12 Sh.
 Traditionary stories etc. (Uebersetzte Erzählungen von alten Familien und legendenmäßige Erklärung der Familien-Geschichte.) Von A. Picken. 2 Bde. Pr. 21 Sh.
 The Coming of the Messiah. (Die Ankunft des Messias in Storie und Majestät.) Von Juan Josafat ben Esra. Pr. 9 Sh.

Frankreich.

Uebersicht der Fortschritte der Statistik.

(Fortsetzung und Schluß.)

Topographie. Die topographischen Beschreibungen gehören in's Gebiet der Geographie. Diese Wissenschaft hat, mehr als jede andere, einen rein statistischen Theil. Sie ist seit mehreren Jahren, theils durch die Leistungen des berühmten Deutschen Geographen Ritter, theils durch die Werke mehrerer Reisenden, deren Anführung nicht hierher gehört, bedeutend vorgeschritten.

Herr A. Balbi hat dem französischen Publikum einen großen Dienst erwiesen, indem er alle zeitliche Entdeckungen in seinem Abrégé de Géographie (Paris, 1833) vereinigte, einem Werke, das wir in denjenigen Theilen, die wir beurtheilen können, sehr genau besunden haben. Die Ausdehnung, die physische Eintheilung der Länder und die Bevölkerung hat der Verf., unseres Ermessens, sorgfältig angezeigt.

Das Bulletin der geographischen Gesellschaft zu Paris wird monatlich fortgesetzt. Es enthält manchen bedeutenden Artikel über physische Geographie. Wir gedenken hier z. B. des Auszugs einer Notiz der Herren Peltier, Puillon-Boblaye und Servier, Offiziere des Ingenieur-Corps, über die geodätischen Arbeiten, die sie in Morea ausgeführt. Sie haben die Lage sehr vieler Punkte in Griechenland in Rücksicht der geographischen Länge, Breite und Höhe über dem Meeresspiegel bestimmt.

Bevölkerung. Man kann die Bevölkerung unter einem äußerlichen bloß physischen Gesichtspunkt oder von einem intellektuellen Standpunkt betrachten.

Zu der ersteren Art von Betrachtung gehören die verschiedenen Untersuchungen, die man über die Zahl der Einwohner eines Landes, ihre Vertheilung in jedem Districte, ihre physischen Merkmale, ihren Wuchs, ihre Körperkraft, ihre Abstammung, über die Race, der sie angehören, ihre materiellen Beschäftigungen, ihre Consumption, ihre Succession (d. h. ihre Verheirathungen, Todesfälle und Geburten), das mittlere Lebensalter jeder Klasse, in jeder Localität und Epoche, endlich auch über ihren Sanitäts-Zustand anstellt, der sich an alles Vorhergehende anknüpft.

In intellektueller Beziehung kann man eine statistische Beschreibung aller Institutionen machen, der politischen, bürgerlichen, gerichtlichen, religiösen, phylanthropischen u. s. w.

Man fängt damit an, daß man sich ernstlich mit allem dem beschäftigt, was den Fortgang der Bevölkerung betrifft, seitdem theoretische Schriftsteller gewisse wichtige Folgerungen daraus gezogen haben. Wir verweisen hier auf die bereits (in der Bibliothèque universelle) erschienenen und noch künftig erscheinenden Abhandlungen des gelehrten Statistikers Herrn d'Journé.

Anderer Gelehrter von anerkanntem Verdienst publiciren in Paris eine Zeitschrift, die oft merkwürdige statistische Data enthält. Wir meinen die *Annales d'hygiène publique et de médecine légale*, redigirt von den Herren Billermé, Bénédictin-de-Chateaufort, Parant-Duchatelet, u. s. w. So erfahren wir aus diesen Annalen (11r Bd. S. 233), daß, nach einem durch die Königl. Akademie der Heilkunde an die Regierung gemachten Bericht, im Jahre 1830 von 398,516 Geborenen 253,972 eingimpft worden sind. In demselben Jahre gab es 9764 Pockenranke, von denen 1340 starben und 831 entstellt oder gebrechlich wurden. Die Kosten der Impfung betragen 24,217 Franken, also weniger als 10 Centimes für jedes vaccinirte Individuum.

Die Invasion der Cholera-Morbus in Frankreich hat schon mehrere Arbeiten veranlaßt, in denen es nicht an Berechnungen fehlt. Da jedoch alle diese Werke ohne Zweifel durch das große von der Regierung anbefohlene statistische Werk über die Cholera in Paris ergänzt oder auch wohl verdunkelt werden mögen, so behalten wir uns vor, ein anderes Mal hiervon zu sprechen.

Uebrigens strebt jetzt die Heilkunde mehr als jemals dahin, sich auf statistische Data zu stützen. Einige Narren oder Marktstreiter ausgenommen, welche an untrügliche Heilmittel glauben oder den Glauben daran verbreiten wollen, weiß Jedermann sehr wohl, daß keine ärztliche Behandlung das Gelingen vollkommen verbürgt. Um aber eine Kur-Methode zu würdigen, dazu sind Berechnungen notwendig. Jede ärztliche Meinung muß sich demnach auf ein arithmetisches Verhältnis der durch jede Behandlung und unter allen Umständen geheilten Kranken basiren. Man versichert, daß die jungen Aerzte der Pariser Schule den systematischen Geist verwerfen, der einige ihrer Vorgänger in Mißkredit brachte, und als Beweis ihrer Tendenz zitiert man das Faktum der neuen Einrichtung einer „Medizinischen Beobachtungs-Gesellschaft“ (*Société médicale d'observation*), die mehrere unter ihnen gestiftet und bei der die statistischen Untersuchungen an der Tagesordnung sind.

Die gesellschaftlichen Einrichtungen selbst können nicht mehr ohne Beihilfe gewisser statistischer Details, die der Geist der Genauigkeit unseres Jahrhunderts erbeischt, beschrieben werden.

Herr Cousin, von der Französischen Regierung dazu beauftragt, die öffentlichen Unterrichts-Anstalten in Deutschland zu untersuchen, hat über diesen Gegenstand ein Werk voll Statistik herausgegeben.^{*)} Er bemerkt bei jedem Staate mit Sorgfalt die Anzahl der Schulen, Gymnasien und Universitäten, die Zahl der Schüler und Studenten, die der Lehrer und Professoren, der Gegenstände des Unterrichts, die Summe des Kosten-Aufwands, die Pläne der Gebäude u. s. w. Es ist dies eine sehr schöne Statistik der Unterrichtsmittel in Deutschland. Dessenungeachtet bleibt noch ein anderes Problem zu lösen, ob nämlich der Unterricht selbst bei den Bewohnern eines Staates zu den Mitteln des Unterrichts in regelmäßigem Verhältnis stehe. Wie sagen ein Problem, denn England z. B. hat keine polytechnische Schule, keine Handelsschule, ja nicht einmal Kunst- und Gewerbeschulen, und doch kann man nicht sagen, daß es diesem Staate an guten Landstraßen, an wohlgebauten Kanälen und Brücken, an geschickten Handelsleuten, Manufakturisten und Professionisten fehlt. Die Engländer haben auch keine Rechtsschulen, und doch ist ihre Rechtspraxis, trotz der Complication ihrer Gesetze, wohl der eines anderen Staates werth. Man muß also ein statistisches Verfahren entdecken, um zu ermitteln, was man weiß, und nicht, was man lernen kann, oder man muß sich hüten, aus der Zahl der Schulen, der Bücher, der akademischen Kurse, der Universitäten, die in der That nur Mittel zum Unterricht sind, auf den Unterricht selbst zu schließen. Uebrigens tadeln wir hier bloß einige Schlüsse, die man mißunter aus der Statistik der Unterrichtsmittel zieht, und nicht diese Statistik an sich.

Die Philanthropie ist ein Zweig der politischen Oekonomie, in welchem die Statistik oft gleichen Schritt mit der Theorie halten muß. Es trifft sich leider nur zu häufig, daß man Böses thut, indem man Gutes zu thun glaubt. Um über diese Fragen ins Klare zu kommen, muß man sich durch Vernunftschlüsse über individuelle Fälle erheben und ein Ganzes von Thatsachen ins Auge fassen, so wie es die Statistik zu geben vermag. Besonders in denen Ländern, wo die Armen-Taxe besteht, wie in England, und da, wo etwas Analoges sich vorfindet, wie in Holland, Belgien und der Schweiz, geben diese Fragen zu großen Debatten Anlaß. Da wir diese nicht im Ganzen verfolgen können, so beschränken wir uns darauf, dasjenige anzuführen, was in der Schweiz vorgeht.

Die Schweizerische Gesellschaft zu Beförderung des Gemeinwohls, deren Verweigungen über mehrere Kantone sich erstrecken, beschäftigt sich jetzt mit der Frage, wie der Armut abzuhelfen sey? Man hat über die Auswanderung gestritten. Anfangs wurde die Frage aufgeworfen, ob die Schweiz wirklich überbevölkert sey? Endlich ist man auf etwas gekommen, womit man am besten den Anfang gemacht hätte. Man wollte Thatsachen haben über die Zahl der Armen, über die Beistruern, die durch die Gemeinden oder auf anderem Wege geschehen, über die Taxe der Besoldungen u. s. w., also etwas Statistisches. Die Gesellschaft zum allgemeinen Nutzen im Kanton Waadt hat rühmliche Arbeiten über diesen Gegenstand zu Tage gefördert. Besondere Erwähnung verdient ein *Memoire* des Herren Alexis Forel über eine einzige Gemeinde dieses Kantons, die von Saint-Prex.^{**)} Wären nur einige Ge-

meinden in jedem Kanton rücksichtlich des Armenwesens, seiner Ursachen und Wirkungen so sorgfältig beschrieben, man würde über diese schwierigen Punkte weit mehr, als bloßer Wortstreit lehren kann.

Der Verf. hat die alten Register der Gemeinde sich vorlegen lassen. Die Zahl der aus dem öffentlichen Schatze unterstützten Armen ist sich seit 40 oder 50 Jahren ziemlich gleich geblieben; allein man giebt einem Jeden beinahe das Doppelte! Dies kommt daher, weil die Gemeinde reicher ist, und besonders, weil die Mildthätigkeit mit dem Wohlstand zugenommen hat. In der That, die Abhandlung des Herrn Forel führt zu dem wichtigen Ergebnis, daß die Gränze dessen, was man als Dürftigkeit betrachtet, in jeder Lokalität und Epoche nach Maßgabe des Wohlstandes der Allgemeinheit sich verändert. Es liegt in der Natur des Menschen, daß er Alles mit sich selbst vergleicht. Wir betrachten, im Allgemeinen, denjenigen als arm, der nur den vierten, den zehnten u. s. w. Theil unseres Einkommens besitzt, wie wir denjenigen reich nennen, bei dem das Doppelte oder Dreifache eingeht. Dies gilt eben so gut vom Bauern, wie vom Kapitalisten, vom Handwerker, wie von einem Speculanten, der über Millionen verfügt. Es ist also natürlich, daß in reichen Ländern, wie in England und einigen Theilen der Schweiz, die Zahl der Armen und besonders der Almosen die Tendenz gehabt, mit dem Wohlstand der Bewohner zuzunehmen; denn die Gränze der Dürftigkeit ward durch die öffentliche Meinung weiter gerückt, sobald man reichlicher unterstützen konnte.

Um wieder auf die Gemeinde von St. Prex zu kommen, so begnügt sich Herr Forel nicht mit der bloßen Behauptung, daß die Einwohner reicher geworden seien. Er beweist es, indem er zeigt, daß seit einer oder zwei Generationen der Preis der Ländereien sich erhöht hat, daß die Zahl des Viehes gewachsen und der mittlere Preis der Lebensmittel, die auf dem benachbarten Marke abgesetzt werden, nicht merklich gefallen ist, während viele Erzeugnisse ausländischer Manufakturen wohlfeiler geworden sind. Mit einem Worte, und hierauf kommt es eigentlich an, die Bevölkerung hat nicht in dem Grade zugenommen wie die Mittel zur Existenz, oder die Einkünfte haben sich schneller vermehrt, als diejenigen, die sie beziehen, und so befindet sich jede Familie, was ihren Anteil betrifft, in etwas größerem Wohlstand. Eine merkwürdige Thatsache, welche beweist, wie sehr die beinahe erzwungene Mildthätigkeit der Schweizer Gemeinden die Energie der Unterstützten vermindert, ist die, daß beinahe seit einem Jahrhundert die nämlichen Familien aus dem Armen-Fonds von Saint-Prex unterstützt werden.

Was die Statistik der Kriminalität betrifft, so verdient das offizielle Werk der *Comptes généraux de la justice criminelle en France* vor allen anderen rühmender Erwähnung; denn es hat an Reichthum der Data, an Genauigkeit und guter Classification bis jetzt nicht seines Gleichen. Analoge Tabellen sind im alten Königreich der Niederlande, in Preußen, noch jüngst im Großherzogthum Baden, im Kanton Waadt und seit 17 Jahren in Genf erschienen. In Hinsicht anderer Staaten haben wir nur unvollständige Dokumente gesehen.

Die Französische Regierung hat 1831 eine statistische Uebersicht der Civil-Prozesse in den verschiedenen Instanzen der Königl. Gerichtshöfe publicirt. Die Zahl der Prozesse stand nicht im Verhältnis zur Bevölkerung, aber vermutlich weit mehr zu den früheren Gesetzgebungen, ihrer Natur und Entfernung von dem Civil-Kodex gemäß, zur Eintheilung des Eigenthums und zu den Beschäftigungen der Einwohner. Es ist zu bedauern, daß man keine Statistik der Prozesse nach ihren Motiven, ihrem Ursprung, ihrer Dauer, ihren Resultaten, nach den Kosten, die sie notwendig machen, und anderen wichtigen Betrachtungen herausgibt. Vielleicht ist die Schwierigkeit dieser Eintheilung daran Schuld, daß ein solches Werk nicht zu Stande kommt.

Landwirtschaft, Industrie und Handel. Die meisten Regierungen publiciren mehr oder weniger vollständige statistische Dokumente über diese verschiedenen Gegenstände. Das Handels-Wörterbuch (*Dictionnaire of commerce*), welches neuerlich durch den berühmten Oekonomisten Mac Culloch herausgegeben worden, ist ein sehr guter Inbegriff der kommerziellen und industriellen Statistik, vorzüglich des Britischen Reiches. In Frankreich hat man für 1831 ein *Tableau général du commerce avec les colonies et les puissances étrangères* gesammelt, das viele Einzelheiten enthält und besser eingetheilt ist, als die früheren Tabellen. Die Französische Regierung hat vor kurzem allgemeine Conseils für Handel, Ackerbau und Industrie organisirt, die für Sammlung neuer statistischer Dokumente über den Handel im Innern und über die Erzeugnisse der Industrie und Landwirtschaft in Frankreich sorgen sollen. Leider aber bewaffnet die ungelige Einrichtung der Zölle und Tarifs die Kaufleute, Fabrikanten und Oekonomen gegen einander, deren Interessen auf sehr beweglicher Grundlage, auf willkürlicher Protection ruhen. Die nebenbühlerischen Interessen sind in den drei Conseils personifizirt, und es könnten wohl Ursachen zu Irrungen in der Leitung der statistischen Arbeiten daraus resultiren.

Unser Zweck bei dieser Arbeit ist nur der gewesen, zu zeigen, daß die Statistik gewöhnlich eine bloße Methode sey, die auf Alles Anwendung findet, und die kein Mensch umfassend behandeln weder kann noch soll. Allerdings kann ein Mathematiker theoretisch über Statistik schreiben; aber am häufigsten ist es eine Verwaltungs-Behörde, die viele durch ihre Beamten erhaltene Dokumente in einem einzigen Werte zusammenstellt; oder es ist ein Schriftsteller, der zu irgend einem besonderen Zwecke statistische Tafeln herausgibt. Wir haben gezeigt, wie diese Methode täglich mehr angewendet wird. Es wäre uns lieb, wenn wir auch ihren Nutzen darzuthun könnten.

(Bibl. Un.)

^{*)} Rapport sur l'état de l'instruction publique etc. Bericht über den Zustand des öffentlichen Unterrichts in einigen Deutschen Ländern, vorzüglich in Preußen. Paris 1832. Zweite Ausgabe 1833. 1 Bd. 8.

^{**)} Journal de la Société Vaudoise d'utilité publique, faisant suite à la Feuille du Canton de Vaud; publié par Chavannes. Lausanne. Dezember 1832.

Bibliographie.

- Albert Jacquenard. (Albert Jacquenard, oder zwei Jahre der Revolution.) Von Raban. 3 Bde. Pr. 9 Fr.
 La Baronne et le Bandit. (Die Baronin und der Bandit.) Von Raban. 4 Bde. Pr. 12 Fr.
 Le Chasseur de spectres. (Der Gespensterjäger und seine Familie.) Von Banim, aus dem Englischen übersetzt von Aug. Pichard. 2 Bde. Pr. 15 Fr.
 Isabelle. (Isabelle.) Ein Briefwechsel. Herausgegeben von de Senancour. 1 Band. Pr. 7 Fr. 50 Cent.
 Jeanne de Naples. (Johanna von Neapel.) Von E. M. Maffé. 1 Band. Pr. 7 Fr. 50 Cent.
 Rachel. (Rabel.) Von Eugénie Foa. Pr. 7 Fr. 50 Cent.
 Struensee. (Struensee, oder die Königin und der Günstling. Dänische Geschichte vom Jahre 1769.) Von N. Fournier und Auguste Arnould. 2 Bde. Pr. 15 Fr.
 Oeuvres et pièces patriotiques en vers. (Patriotische Gedichte.) Pr. 5 Fr.

O s t i n d i e n .

Die Juden von Cochin.

In den „Reisen des Rabbi David von Beth Hillel“, eines reisenden Juden, die in Madras herausgekommen sind, findet man folgende Notiz über die weißen und schwarzen Juden von Cochin (Kotschin).

„Als ich mich in Cochin aufhielt, befanden sich gegen zweihundert Familien weißer Juden daselbst. Sie haben eine sehr schöne mit Schmelztem Porzellan gepflasterte Synagoge. Die Holländer haben der Synagoge eine herrliche Glocke verehrt, für die ein besonderer Thurm erbaut ist. Es gehört viel Gartenland zu derselben. An Festtagen werden viele goldene und silberne Thronen zur Schau gestellt, von denen man einige auf die geschriebene Thora legt, wenn sie aus der heiligen Arche auf das Pall gebracht wird, wo man das Gesetz vorliest und erklärt. Als die Holländer noch in Cochin zu gebieten hatten, waren die weißen Juden große und reiche Kaufleute; aber nach dieser Zeit sind sie herabgekommen und jetzt sogar in einem elenden Zustand, indem sie hauptsächlich von dem Verkauf des Geräthes leben, das sie in glücklicheren Tagen angeschafft, und, was ich mit Schmerz sagen muß, von der Prostitution ihrer Weiber. Sie sind zu stolz, um für ihren Unterhalt zu arbeiten, und verbringen ihre Zeit fast nur mit gegenseitigen Besuchen. Selbst das Lesen der heiligen Schrift ist bei ihnen nicht im Gebrauche. Doch haben einige Familien noch ihren Grundbesitz, der 2—10,000 Rupien werth ist. Ihre Heirathen sind, gleich denen der Hindus, mit großem Aufwand verbunden, so daß viele junge Leute davon abgewreckt werden. Eines der Privilegien, die ihr alter Freiheitsbrief ihnen bewilligt, ist das Tragen einer goldenen Kette von Seiten des Bräutigams und das Abfuern von Klinten während der vierzehn Tage des Hochzeitsfestes. Dieser Freiheitsbrief ist in der Malbalmi-Sprache abgefaßt und in Kupfer gestochen. Er verstatet ihnen auch, Proselyten zu machen, und ist von fünf gleichzeitigen Fürsten unterzeichnet. Ein anderes Privilegium besteht darin, daß sie für ihre väterlichen Ländereien nur die Hälfte der gewöhnlichen Auflage zu entrichten haben. Ich kenne nicht das Datum dieses kaiserlichen Briefes; allein ich habe Grund, zu glauben, daß die weißen Juden kurz vor den Portugiesen daseibst ankamen; denn ich habe in Europa Personen gekannt, die eben solche Familien-Namen führten, z. B. Notenburg, Zerybati (Spanier), Aschkenasi (Deutscher) u. s. w. Ihre Manuscripte sind nicht älter als zwei oder drei Jahrhunderte.“

Die schwarzen Juden in Cochin und den umliegenden Dörfern bestehen aus ungefähr 1500 Familien. Sie haben sechs Synagogen. Sie sind brave Leute, und die meisten treiben mechanische Beschäftigungen. Viele sind wohlhabend, und kaum ein Armer befindet sich unter ihnen. Yesuni, ein Schiffbauer, gilt für sehr reich und ist in jedem Betracht ein ehrenwerther Mann. Die schwarzen Juden sind in Hinsicht ihres moralischen Charakters viel achtbarer als die weißen Juden. Im Allgemeinen verstehen sie die Hebräischen Schriften gut, übersetzen sie fertia in das Malbalmische und handeln, so weit es die Umstände zulassen, nach dem Gesetz. Sie haben keinen einzigen Priester oder Leviten. Die weißen Juden sagen von ihnen, sie seien Abkömmlinge vieler Sklaven, die von einem reichen weißen Juden vor einigen Jahrhunderten gekauft, in Freiheit gesetzt und zum Judentum bekehrt worden seien. Derselbe soll alle ihre alten Synagogen gebaut haben. Die schwarzen Juden selbst aber leiten ihr Geschlecht von den Israeliten der ersten Gefangenschaft ab, welche nach Indien gebracht wurden, und mit denen Israeliten, die den zweiten Tempel bauten, nicht zurückkehrten. Diese Erzählung scheint mir glaubwürdig; denn obwohl sie schwarze Juden heißen und etwas schwärzer sind, als die weißen, so haben sie doch nicht die Farbe der Hindus oder solcher Personen, die von Indischen Sklaven abstammen. (Asiat. Journ. Supplement.)

M a n n i g f a l t i g e s .

Journal-Verkauf. Die neueste Europe littéraire trägt an, daß Zwistigkeiten, die unter den Actionairen dieses Journals ausgebrochen sind, die Auflösung der Actien-Gesellschaft herbeigeführt haben. Herr Victor Bobain wird über die administrative, und Herr

Alphonse Royer über die literarische Leitung des Journals Bericht erstatten, welches demnächst dem Meistbietenden verkauft werden wird.

Ein musikalischer Telegraph. Ein Französischer Musiker, F. Sudre, hat sich mehrere Jahre hindurch mit der Erfindung einer musikalischen Sprache beschäftigt, durch die es möglich werden sollte, Gedanken jeder Art durch Musikzeichen auszudrücken und verständlich zu machen. Schon vor längerer Zeit war es ihm gelungen, zu diesem Zweck ein musikalisches Alphabet zusammenzusetzen, das sich durch Einfachheit und Genauigkeit empfahl; aber es stellten sich immer noch unzählige Schwierigkeiten der vollen Verwirklichung dieser seiner Lieblings-Idee entgegen, bis er endlich neuerdings mit glücklichem Scharfsinn seine in der That bewundernswürdige Erfindung vollendet hat. Sein System fand nicht nur einen sehr lebhaften Beifall bei der Pariser Akademie der schönen Künste, der es vorgelegt wurde, sondern die Proben, die man damit vielfach angestellt hat, versprechen auch eine eben so erfolgreiche als neue Anwendung davon auf das praktische Leben. Man hat besonders gefunden, daß dies neue Mittel, Begriffe mitzutheilen und sie in entfernten Zwischenräumen, selbst bei Nacht, erkennen geben zu können, vornehmlich zu einem nächtlichen Telegraph mit Glück angewandt werden dürfte und dem Militär im Felde unter solchen Umständen, wo die Mittheilung der nöthigen Ordre auf dem gewöhnlichen Wege unmöglich gemacht ist, von außerordentlichem Nutzen wäre; dies um so mehr, da das zur Aeußerung dieser musikalischen Sprache vorzugsweise angewandte Instrument die Klarinette ist, die bei jedem Militär-Musik-Corps obnehin im Gebrauch ist. Außerdem soll die Erlernung für jeden schon musikalisch Gebildeten so leicht seyn, daß man in acht bis zehn Stunden die Sprache des Herrn Sudre sprechen, schreiben und verstehen lernen kann. Auch lassen sich, durch das Mittel der musikalischen Umsetzung, mannigfache Veränderungen im Gebrauch dieser Sprache anbringen, ähnlich denen, denen man sich bei diplomatischen Korrespondenzen durch Chiffren und andere Zeichen zu bedienen pflegt, so daß dieser musikalische Telegraph, zur Vermehrung seines praktischen Nutzens in der Anwendung, sich zugleich einer Geheimsprache zu bedienen vermag. — Interessant sind die Versuche, welche auf Veranlassung des General Després, welcher vom Kriegs-Minister die Aufforderung erhalten hatte, die Anwendungsfähigkeit der musikalischen Sprache in der Kriegskunst zu prüfen, damit angestellt wurden. In Gegenwart einiger Generale und höheren Offiziere des Generalstabes übersetzte Herr Sudre mehrere Pbrasen, die man ihm vorgeschrieben hatte, in Musik und theilte sie einem seiner Schüler, der in dem anstehenden Zimmer eingeschlossen war, vermittelst des Violons mit. Man wünschte sich zu versichern, ob, wenn man ein anderes Instrument, das die Töne zum zweiten Mal aufnehme, dazwischenstelle, der Schüler auf gleiche Weise die Worte, die man ihm zu hören geben wollte, sich übersetzen könne. Man schaffte daher einen Bass herbei, und der, welcher ihn spielte, wurde in ein Zimmer gestellt, welches das, in dem sich der Meister befand, von dem des Schülers trennte. Herr Sudre ließ alsbald das, was man ihm mündlich vorgesagt hatte, auf seinem Violon in Musik ertönen, und man konnte sich durch den Erfolg dieses Versuchs bestimmt überzeugen, daß es leicht seyn würde, durch in gewissen Zwischenräumen von einander aufgestellte Posten Befehle und Ordres auf sechs, acht bis zehn Meilen weit kundzugeben, ohne daß die Zwischenträger von dem Geheimniß der Sache etwas erführen. — Der Erfinder beschäftigt sich gegenwärtig damit, ein dictionnaire polyglotte mit Rücksicht auf die musikalische Sprache herauszugeben, das die Französische, Italienische, Spanische, Englische, Deutsche und Russische Sprache umfassen soll.

— London's rasch zunehmende Größe. „Ich besuchte England im Jahre 1829 zum zweiten Male. Seit meinem ersten Besuch waren nur vier Jahre verfloßen, und dennoch staunte ich über Londons Vergrößerung. Der Regents Park, welcher, als ich das Westende der Stadt zuerst sah, nichts als Plätze und Felder zeigte, war jetzt eine Stadt mit langen Reihen hoher und prachtvoller Gebäude. Es läßt sich annehmen, daß eine Bevölkerung von nicht weniger als fünfzig- oder sechzigtausend Seelen diesen Raum einnahm. In der Nachbarschaft von St. Pancras Church und der London-Universität schien eine Stadt von ziemlich gleicher Größe dem Boden entworfen. In gleiches Staunen versetzte mich Belgrave-Square, das an einer entgegengesetzten Seite liegt. Der Weg von der Westminster-Brücke bis Greenwich war mehrere Meilen lang mit dichten Reihen neuer Häuser besetzt. Kings-Cross-Common, im Jahre 1819 noch öde, füllte sich mit niedlichen Bauerhütten, ja mit wahren Dörfern. Wohin ich nur den Fuß setzte, that sich Aebuliches kund. Ich sage nichts von Carlton-Terrace — denn Carlton-House war nicht mehr — noch von der zwei Meilen langen Straße, die hier anfängt, und bis nach dem Park-Escarpment sich erstreckt. Um für diese neue Straße, die unter allen denen, welche ich in Europa gesehen, ihres Gleichen nicht hat, hinlänglichen Raum zu gewinnen, sind ältere Straßen niedergedrückt worden. Hätte ich nicht Alles mit eigenen Augen gesehen, ich würde es schwerlich geglaubt haben. Gibbon bemerkt in seiner History of the decline and fall etc., daß die Beschreibung, die im Zeitalter des Theodosius von den vielen Prachtgebäuden der Römer entworfen wurde, die Oberbel eines ihrer Dichter fast entschuldigen könnte, wenn er sagte: „Rom habe eine Menge von Palästen enthalten, und jeder Palast sey einer Stadt gleich gewesen. Geht Britanniens Hauptstadt vielleicht einem ähnlichen Schicksal entgegen?“

(Rush's Residence at the Court of London.)